

Buchbesprechungen

1. Philosophie

FOSTER, JOHN, *The Divine Lawmaker. Lectures on Induction, Laws of Nature, And the Existence of God*. Oxford: Clarendon 2004. VIII/191 S., ISBN 0-19-925059-6.

Ziel dieser an der Universität Oxford gehaltenen Vorlesungen ist ein Beweis für die Existenz Gottes, des personalen Gottes im Sinn der jüdisch-christlichen Tradition. Damit verbindet Foster (= F.) zwei Fragen: (i) Wie lassen sich die Regelmäßigkeiten in der Natur erklären? (ii) Wie ist der Begriff des Naturgesetzes zu verstehen? Ausgangspunkt ist das Problem der Induktion. Was berechtigt uns, aus einer begrenzten Anzahl von beobachteten Fällen auf ein allgemeines Gesetz zu schließen? F. kritisiert zunächst Lösungsvorschläge, die er für unzureichend hält. Er unterscheidet dann verschiedene Bedeutungen von ‚Naturgesetz‘; nach dem Gebrauch, den er vertritt, sind Naturgesetze Notwendigkeiten, die den Ablauf von Naturvorgängen bestimmen und so deren Regelmäßigkeit gewährleisten. Das Induktionsproblem wird durch die „Nomological Explanatory Solution“ gelöst, für die zwei Schritte wesentlich sind. Der erste ist ein Schluß auf die beste Erklärung: Die bisher beobachtete Regelmäßigkeit verlangt nach einer Erklärung, denn sie ist zu häufig vorkommend, um zufällig zu sein, und die beste Erklärung ist die Annahme eines Naturgesetzes. Der zweite Schritt besteht in einer Deduktion aus dieser Erklärung: Die so erklärte Regelmäßigkeit wird auch in Zukunft für die noch nicht beobachteten Fälle gelten. Dagegen erhebe sich jedoch der Einwand, daß der von F. verwendete Begriff des Naturgesetzes inkohärent ist, denn die in den Naturgesetzen vorliegende Notwendigkeit („nomic necessity“) sei keine strikte oder absolute Notwendigkeit; so gebe es z. B. mögliche Welten, in denen das Gesetz der Schwerkraft nicht gelte; der Begriff einer nicht strikten Notwendigkeit sei jedoch offensichtlich selbstwidersprüchlich.

Wie aber können wir die Regelmäßigkeiten der Natur erklären, wenn wir den Begriff des Gesetzes aufgeben? Die einzig mögliche Lösung sieht F. in seinem „personal agency approach“; seine Antwort auf die Frage ‚Warum verlaufen die Ereignisse der Natur regelmäßig?‘ lautet: weil ein personales freies Wesen das bewußt so eingerichtet hat. Dieser *approach* kann in verschiedenen Formen durchgeführt werden, und F. versucht zu zeigen, daß allein die Form des jüdisch-christlichen Theismus überzeugend ist. Das ist jedoch eine cartesianische Position, und F. nennt zwei Einwände: (i) Wir können keinen Begriff von einem personalen Wesen außerhalb des physischen Universums bilden; (ii) selbst wenn das möglich wäre, könnten wir nicht verstehen, wie ein solches Wesen einen kausalen Einfluß auf die physische Welt ausüben könnte. Dagegen ist F. der Ansicht, auch bei der menschlichen Person sei das letzte Subjekt der mentalen Tätigkeiten völlig nicht-physisch, und es gäbe trotz dieses nicht-physischen Charakters keine Schwierigkeit, eine Kausalität des Mentalen auf das Physische und des Physischen auf das Mentale zu denken.

Wenn wir den Begriff des Gesetzes aufgeben, so ergibt sich also aus der Regelmäßigkeit der Natur ein Argument für die Existenz Gottes. Aber, so lautet die nächste Frage, müssen wir diesen Begriff tatsächlich aufgeben? Wie ist das Verhältnis von Gott und Gesetz zu denken? F. unterscheidet verschiedene Möglichkeiten, wie Gott die Welt schaffen könnte, und er argumentiert für folgende: Gott schafft das Universum im Anfangsstadium, und er bestimmt die Gesetze für dessen weitere Entwicklung; er legt fest, wie sich aus jedem gegebenen Zustand der Welt der folgende Zustand entwickelt. Von dieser Voraussetzung ausgehend, versucht F. nun seinen auf den ersten Blick selbstwidersprüchlichen Begriff des Naturgesetzes zu retten. Was nötig, so sein Lösungsvorschlag, ist nicht das Gesetz selbst. Überall dort, wo es ein Gesetz ist, daß Dinge sich regelmäßig verhalten, (i) gibt es etwas, das verursacht und dadurch die Dinge kausal nötigt, sich in dieser Weise regelmäßig zu verhalten; (ii) durch diese Verursachung wird die Regelmäßigkeit nomisch (*nominally*) notwendig; (iii) aber es ist nicht das Gesetz selbst, das kausal nötigt, „but something whose existence consists in the fact of such necessitation“. Auf diese Weise könne man eine nicht-strikte nomische Notwendigkeit denken, „since

we would not have to think of a regularity that was causally necessitated in the actual world as obtaining in all possible worlds“ (156f.). Diese Argumentation überzeugt nicht; gegen sie ist einzuwenden, daß das Gesetz allgemeingültig und notwendig ist, daß aber Welten möglich sind, in denen die Antezedens- oder Anwendungsbedingungen dieses Gesetzes nicht gegeben sind.

F. RICKEN S. J.

SWINBURNE, RICHARD, *Gibt es einen Gott?* [Is there a God?, deutsch]. Aus dem englischen [sic] übersetzt von *Carl Thormann*. Bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von *Daniel von Wachter* (Metaphysical Research; Band 4). Heusenstamm: Ontos Verlag 2006. VI/138 S., ISBN 3-937202-91-9.

Es handelt sich um eine redaktionell mit wenig Sorgfalt und mit ungewöhnlich vielen Druck- und Grammatikfehlern herausgegebene Übersetzung des 1996 erschienenen und nach dem Vorwort angeblich „denkerisch präzisen“ (2) kleinen Buches „Is there a God?“ Dieses ist seinerseits die Kurzfassung von „The Existence of God“ aus dem Jahre 1979. Der durch dieses Werk berühmt gewordene Autor (= S.) meint, für seine Überlegungen das jüdisch-christlich-islamische Gottesverständnis (5) vorauszusetzen. Er möchte zeigen, „daß die Existenz, die Ordnung und die Feinabstimmung der Welt; die Existenz von bewußten Menschen in der Welt mit Möglichkeiten, sich selbst, einander und die Welt zu formen; eine Reihe historischer Indizien von Wundern im Zusammenhang mit menschlichen Nöten und Gebeten, besonders im Zusammenhang mit der Gründung des Christentums, weiter gestützt durch Erfahrungen seiner Gegenwart von Millionen von Menschen; daß all dies es erheblich wahrscheinlicher macht, daß es einen Gott gibt, als daß es keinen gibt“ (131). Gott sei eine allmächtige, allwissende und vollkommen freie Person, die z. B. „zu jeder Zeit alles weiß, was zu dieser Zeit zu wissen logisch möglich ist. Dies schließt keine Kenntnis von dem ein, was Menschen nach Lust und Laune tun, bevor sie es getan haben. [...] Diese Beschränkung göttlicher Allwissenheit ist also nur eine (von Gott vorgesehene) Folge seiner Entscheidung, freie Wesen zu erschaffen“ (9). Hier weist S. bereits darauf hin, daß dies wohl doch nicht „die übliche christliche (oder jüdische oder islamische) Auffassung“ ist, wenngleich er meint, sie werde von der Bibel bestätigt. Er begründet die Wahrscheinlichkeit Gottes so: In den Wissenschaften werden Dinge erklärt, indem man sie auf andere Sachverhalte zurückführt. Es gebe unbelebte und personale Verursachungen. Eine Erklärung lasse die beobachteten Ereignisse erwarten; und falls sie zutreffe, beobachte man keine Ereignisse, deren Nichtvorhandensein sie uns erwarten lasse. Eine Erklärung müsse darüber hinaus einfach sein, und es dürfe keine anderen Erklärungen geben, die dieselbe Erklärungsleistung vollbringen (vgl. 26). Nach diesem Modell erkläre man bestimmte Ereignisse durch Naturgesetze. Nun müssen aber diese nach Swinburnes Meinung ihrerseits z. B. in ihrer allgemeinen Geltung wiederum erklärt werden. Als Letzterklärung komme mit hoher Wahrscheinlichkeit eben nur jenes „allmächtige und allwissende Wesen“ in Frage, dem er dann bei der Schöpfung über die Schultern zu schauen versucht: „Da Gott allwissend ist, hat er wahre Überzeugungen darüber, was moralisch gut ist, und da Gott vollkommen frei ist, tut er das, was er für das insgesamt Beste hält“ (15). S. meint aufweisen zu können, daß sein Gott sogar für die Verursachung von partiellem Leid in der Schöpfung gute Gründe gehabt haben müsse. Er habe dann „das Recht, natürliche Übel bis zu einer bestimmten Grenze zuzulassen, aus dem gleichen Grund, wie er das Recht hat, moralische Übel zuzulassen“ (104). Spätestens nach Kenntnisnahme von solchen auch für ihn wohl eher nicht voraussehbaren Überlegungen wird sein Gott nun auch selbst mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit wissen, was er darf und was er besser bleiben ließe. Bei dem Ganzen fühlt man sich an die Vorstellungen von „intelligent design“ erinnert, die gegenwärtig Hochkonjunktur haben.

S. erkennt, daß in der jüdisch-christlich-islamischen Gotteslehre Gott nicht unter Begriffe fällt, sondern größer ist als alles, was man denken kann. Er ist weder Ausgangspunkt noch Gegenstand noch Ergebnis von Schlußfolgerungen und kein Bestandteil eines auch ihn selbst noch übergreifenden Systems. Man kann von ihm immer nur das von ihm Verschiedene begreifen, das auf ihn verweist. Dies läßt nur hinweisendes („analoges“) Sprechen in bezug auf Gott zu und nicht das in diesem Buch vorgeführte übergrei-